

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 22

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 22 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 3. Juni 1922

== Morgengang. ==

Von Martin Greif.

Ich geh auf stillen Wegen,
Früh tags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
Von Wald und Wiesen her;
Wie alle tropfzig tauen,
Von edlen Perlen schwer!

Ich brech mir ein Geschmeide
Von nassen Rosen ab;
Wärst du an meiner Seite,
Von der geträumt ich hab!

Ich hing dir's in die Locken
Als deinen Hochzeitskranz,

Da gehn die Morgenglocken —
Ich steh in Tränen ganz.

== Die vier Verliebten. ==

Roman von Felix Möschlin.

22

Sie stand zufrieden auf. Aber als sie den Brief nochmals langsam durchlas, fand sie doch diese oder jene Stelle etwas übertrieben, und seltsamerweise kamen ihr jetzt die Klagen, nachdem sie ausgesprochen waren, viel geringfügiger vor. War's wirklich so schlimm? Tief schließlich nicht alles auf eine etwas kleinliche Rache hinauf, weil man ihr die Hochzeitsreise so gründlich verdorben hatte? Und wenn auch — wenn sie wirklich Grund hatte, unglücklich zu sein, brauchte sie dies der andern zu erzählen? Wer weiß, ob jene nicht viel schönere Liebe erlebt hatte als sie und sich nun an ihrem Geschehe freute. Hätte diese Martha J. einen Grund gehabt, Selbstmord zu begehen, wenn sie ihren Mann nur von der langweiligen Seite her gekannt hätte? Wahrhaftig, sie waren nicht Schwestern, sondern Feindinnen. Die würde wohl frohlocken, wenn man ihr hinterher den Platz doch noch räumte. Aber diesen Gefallen erwies sie ihr nicht. Vorläufig war sie Frau Steiner. — Und wenn Hans die Zeitung liest, dann werde ich ihn scharf beobachten, dachte sie. Ich will wissen, wer ihm mehr bedeutet, sie oder ich, abgesehen vom Tunnel. Aber warum braucht er die Zeitung überhaupt zu lesen? sagte ein anderer Gedanke. Vielleicht hat er sie ganz vergessen und kommt nun wieder dazu, Gefühle, die schon tot waren, zu neuem Leben zu erwecken. Vielleicht macht er sich Vorwürfe, und was aus Vorwürfen herauswächst, kann man nie wissen. Nein, er braucht die Zeitung gar nicht zu sehen. Die Martha Zumbunner geht ihn nichts mehr an. Jetzt hat er nur noch an mich zu denken, wenn er überhaupt Zeit hat, an ein Weib zu denken!

Als Hans Steiner abends nach Hause kam, waren Zeitung und Brief längst in ein Aschenhäufchen verwandelt, Rösli aber stand unter der Türe und lächelte ihm entgegen.

„Gottlob, daß du wieder einmal lachst,“ sagte er und verlor seine verdrossene Miene. „Was hast du denn Lustiges erlebt?“

„Gar nichts, Hans. Ich habe bloß in den Spiegel geschaut und entdeckt, daß meine Augen anfangen alt und grämlich zu werden. Drum lache ich jetzt; denn wie kann auch ein Mädchen so dumm sein und einen Tunnel tragen nehmen. Was geht uns der Tunnel an!“

„Es hängt sehr viel von ihm ab,“ sagte er ernst.

„Nun fängst du schon wieder an,“ schmolte sie. Das Lächeln war verfliegen.

Seine Miene wurde plötzlich wieder verdrossen.

„Daß du das nicht verstehen willst,“ sagte er und dachte dabei: Wenn sie doch lächelte. Ich glaube wahrhaftig, ich hätte einen Abend lang den Tunnel vergessen können, wenn sie dies Lächeln so freundlich hätte leuchten lassen.

„Wir scheinen uns überhaupt nicht zu verstehen,“ sagte sie.

„Warum so heftig?“ fragte er. „Begreifst du denn nicht, daß ich müde bin? Hätte man nicht das Recht, zu Hause etwas Freude zu erwarten?“

„Natürlich hast du dies Recht. Aber wenn ich nicht fröhlich bin, so kann ich mich nicht fröhlich machen. Und daß ich nicht fröhlich bin, daran bist du schuld.“

Er zuckte die Achseln und ging an ihr vorbei ins Haus. Sie folgte ihm langsam. Aber auf einmal kam die Reue wieder über sie. Schnell lief sie ihm nach, küßte ihn und sagte: „Verzeih“. Da war wieder Frieden in der Stube, und fröhlich saßen sie um den Abendtisch.

„Weißt du, Hans, nur der Tunnel ist daran schuld,“ sagte sie.

„Ich weiß es. Und es ist ja wirklich ein verfluchter und verdammter Tunnel.“

Da lief sie jubelnd um den Tisch herum und umhastete ihn. „O, wie ich dir für dieses Wort danke, lieber Hans. Das ist das Allerschönste, was du bis jetzt in diesem Hause gesagt hast.“

„Ja, ja, wirklich ein verdammter Tunnel,“ bestätigte er und ließ zum ersten Male seinem Zorn die Zügel schießen. In inniger Eintracht schimpften sie nun, ließen am Tunnel keinen rechten Stein und hatten sich noch nie so gut verstanden wie gerade jetzt. Sie hingen dem Eheförderer mit Lust die schlimmsten Namen an und hießen ihn ein wahres Teufelsgeschenk, recht geeignet, die besten Menschen aus lauter Verdruß auseinander und unter den Boden zu bringen.

„Weißt du, wenn du den Tunnel nicht gern hast, wenn ich wirklich weiß, daß er dir nicht etwas Liebes ist, dann regt er mich nicht mehr auf, dann kümmere ich mich auch nicht im geringsten mehr um ihn,“ sagte Rösli. „Aber bis jetzt war ich wirklich ein wenig eifersüchtig auf ihn. Doch kein Wort mehr davon. Es ist ja schade für die Zeit. Jetzt wollen wir von ganz anderen Dingen reden, nicht wahr?“ Und sie setzte sich auf seine Knie. So in tiefem Schweigen an ihn gelehnt, dünkte es sie, daß in dem Flitter doch etwas Gold verborgen sei, vielleicht sogar recht viel. —

Da fragte er unvermittelt: „Wo ist die Zeitung?“ Erst erschrak sie, dachte bloß an ihre fast verbrecherische Brandstiftung und sagte schnell und ihre Verlegenheit nur schlecht maskierend: „Sie ist heute nicht gekommen,“ dann aber spürte sie einen empfindlichen Stachel und sagte schroff: „Kannst du nie an mich denken? Muß immer etwas anderes in deinem Sinn sein? Bin ich dir nicht einmal so viel wert, wie eine Zeitung?“ Und sie ging von ihm weg.

„Du bist launisch. Ich habe offen gestanden launische Menschen nicht gern,“ sagte er.

„Ich habe gewisse Menschen in gewissen Umständen auch nicht gern,“ sagte sie und begann ganz ohne besondere Absicht und ohne daß ihr Wille bestimmend mitgewirkt hätte zu weinen.

„Also darum heiratet man!“ sagte er. Sie konnte vor lauter Schluchzen kein deutliches Wort hervorbringen.

„Niesche hat recht,“ sagte er verbissen.

„Was willst du damit sagen,“ brachte sie jetzt hervor, denn daß Niesche nicht immer hübsch von den Frauen gesprochen hatte, das wußte sie. Darum durfte sie jetzt ihr Geschlecht nicht unverteidigt lassen.

„Wenn du zu Weibern gehst, so nimm die Peitsche mit, hat er gesagt,“ verkündete Hans. Aber es war ihm nicht ganz wohl dabei.

„Das ist roh,“ sagte Rösli. „Du wirst begreifen, wenn ich mich vor der Befolgung solcher Lehren in acht

nehme.“ Und mit den festen Schritten beleidigter Unschuld ging sie in ihr Zimmer und riegelte laut und demonstrativ die Türe hinter sich zu.

* * *

Sie hatten wieder Frieden geschlossen, doch war er recht dürftiger Art, denn was half er, wenn doch alle Zustände die gleichen blieben. Die besten Worte konnten nicht darüber hinweghelfen, daß Hans von morgens früh bis abends spät beschäftigt war und Rösli die aufgezwungene Einsamkeit wie eine schlimme Strafe nur mit Mühe trug.

Sie wußte nun zwar, daß ihr Schicksal ein ganz gewöhnliches und allgemeines war. Aber mit diesem Troste ließ sich nicht viel anfangen. Auch die Italiener, die zu Hunderten am Tunnelbau beschäftigt waren, hatten wohl Frauen und Kinder zu Hause und sahen sie ein halbes Jahr, vielleicht auch ein ganzes Jahr lang nie — eines dürftigen Einkommens wegen. So schien es der Weltwille geordnet zu haben. Aber sie stritt immer wieder dagegen. Das konnte doch nicht die Meinung der Ehe sein. Denn wo blieb dabei die Gemeinschaft? Was nützte der schönste Kirchenglockenklang und der heiligste pfarrherrliche Segen, wenn die brutale Nötigung des Gelderwerbes, wenn der Zwang übernommener Arbeitsverpflichtung die Eheleute nur in kurzen Stunden beisammen ließ, auf daß sie sich mit den dürftigen Resten ihrer Lebenskraft, die ihnen die Arbeit übriggelassen hatte, erfreuten.

„Dies Leben ist ja ein Unsinn,“ klagte sie eines Abends.

„Daß du nie aus dem Klagen herauskommen kannst.“

„Man muß sich irgendwie zu helfen suchen.“

„Aber das ewige Klagen ist doch eine recht traurige Beschäftigung. Mit einem Lächeln würdest du wahrhaftig mehr Nutzen stiften. Ich hab' mich gründlich getäuscht. Früher meinte ich, ein Mädchen könnte die Welt erlösen.“

„Ein Mädchen kann vielleicht die Welt erlösen, aber eine Frau nicht,“ sagte sie.

„Aber so hab doch wenigstens ein bißchen Mut und Kraft. So wie jetzt wird's nicht immer fortgehen.“

„Ich habe keine Hoffnung, daß es je anders werden wird. Du kannst eine bessere Stelle kriegen, du kannst höher steigen, aber je höher du steigst, desto größer die Verantwortung, desto schwerer die Arbeitsbürde.“

„Aber es muß doch irgend einen Weg geben, diese Welt zu nehmen, wie sie nun einmal ist, und etwas Gutes daraus zu machen. Du scheinst bloß nicht den rechten Mut und die rechte Kraft zu haben.“

„Es ist wirklich hübsch von dir, mir noch obendrein Vorwürfe zu machen.“

„Ich kann mir nicht helfen, aber es gibt Menschen, die stärker und mutiger sind als du. Ich habe wenigstens solche Menschen gekannt.“

„Vielleicht gehört Fräulein Zumbrunner zu ihnen.“

„Ja, wenn du doch gerade ihren Namen nennst.“

„Ich habe nie gemerkt, daß sich in ihren Worten ein besonderer Mut geäußert hätte.“

„Aber ich habe es gehört, Rösli.“

„Vielleicht bist du so freundlich, mir das zu erzählen, damit ich es glaube.“

„Ja, es möge erzählt sein: Ich hatte ihr die Ehe versprochen!“

„Und hast das Versprechen nicht gehalten... dann begreife ich, daß sie...“, aber Rösli brach den Satz ab.

„Hör' mich zuerst an, dann magst du reden: als ich merkte, daß es mir unmöglich sei, mein Versprechen zu halten, weil ich dich wieder getroffen hatte, du weißt, droben auf der Bank...“

„Ja, ich weiß.“
Selbst, am, wie weit das schon zurück lag und wie unglaublich die Erinnerung war.

„So ging ich zu ihr hin und fragte sie, ob sie mich nicht von meinem Versprechen entbinden wolle. Und sie tat's.“

„Beweist das wirklich so viel Mut und Kraft?“

„Ja, denn es kostete sie einen schweren Kampf. Ich merkte es ihr an; aber sie bezwang sich. Die Einsamkeit mag einem Mädchen nicht leicht fallen.“

Sie schwiegen beide.

„Nun aber,“ begann Rösli von neuem, „muß ich dir sagen, daß sie doch nicht so

mutig war, wie du meinst. Man müßte denn einen Selbstmordversuch auch zu den mutigen Taten rechnen.“

„Sie?“ Ihre Worte trafen ihn wie Stich und Schuß.

„Ja, an unserem Hochzeitstage.“

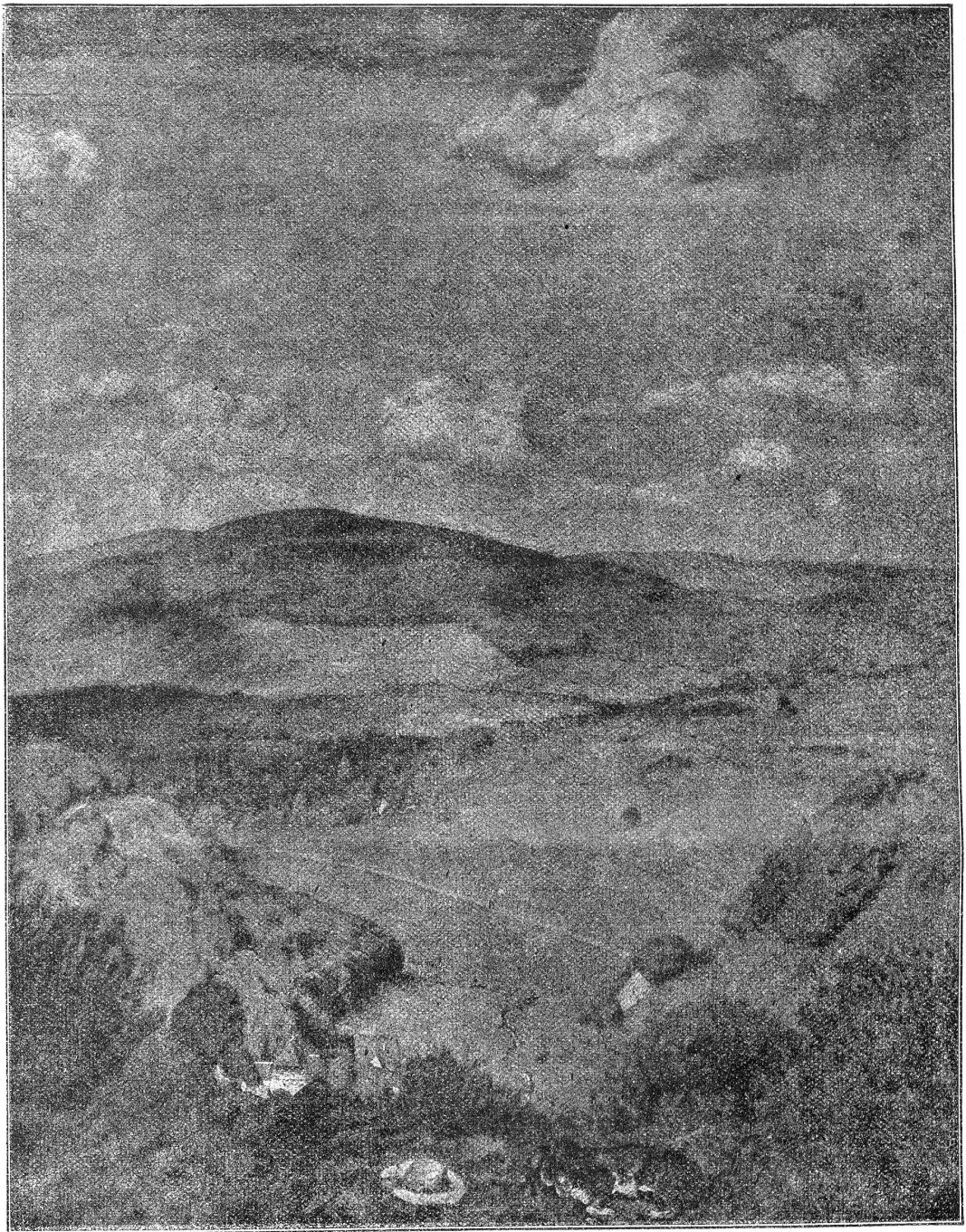
„Und sah so unbeugsam und groß aus. Dann war sie also doch nicht so stark, wie ich meinte, oder die Liebe war noch stärker.“

„Sie ist eben auch nur ein Mensch.“

„Mag sein, wird wohl sein, aber ist's auch wahr, daß sie's tat?“

„Es stand in der Zeitung. Drei Tage nach unserer Hochzeit.“

„Ich habe es nie gelesen.“



Pfingstmorgen. Nach einem Gemälde von Hans Thoma.

„Ich habe die Zeitung verbrannt. Ich dachte, du brauchtest es nicht zu lesen.“

„War das an jenem Abend, als du mir wegen der Zeitung böse warst und deine Tür zuziegeltest?“

„Ja.“

„Du sagtest damals, die Zeitung sei nicht gekommen. Du kannst also auch lügen.“

Sie schwieg.

„Ja, wir sind eben alle bloß Menschen,“ sagte Hans langsam und schwerfällig, „man wird sich drein schiden müssen.“

„Verzeih' mir, von nun an will ich versuchen, mutig zu sein, so mutig wie sie.“

„Ach, sie war wohl eben doch nicht so mutig, wie ich geglaubt habe. Selbstmord, pfui, es gibt nichts Feigeres und Widerwärtigeres. Das hätt' ich von ihr am allerwenigsten erwartet.“

„Sie litt wohl allzu sehr.“

„Du brauchst sie nicht zu entschuldigen, sie geht mich nichts mehr an.“

Sie schwiegen wieder.

Auf einmal faßte er ihre Hände und zog sie an sich.

„Ich scheine ein Talent zu haben, den Mädchen, mit denen ich zusammentreffe, allzuviel zuzumuten. Von ihr verlangte ich Entzagen, von dir diese Einsamkeit. Kein Wunder, daß ihr es nicht ertragen könnt. Ich bin ja der reinste Mörder.“

„O du, ich werde es schon ertragen.“ Sie war von seiner ungewohnten Weichheit ganz ergriffen.

„Nein,“ er schaute sie prüfend an. „Vor ein paar Wochen warst du ein fröhliches Ding, nun bist du ernst, lächelst nie mehr, und niemand anders ist daran schuld als ich. Hätte ich dich doch zu Hause gelassen. Ein Mensch wie ich sollte nicht heiraten.“

„Ich kann wieder fröhlich werden, besonders wenn du so zu mir sprichst.“

„Schön wär's, Rösli. Vielleicht, wenn jetzt dann der Schnee fällt. Dann kaufe ich dir Skier. Dann magst du dich draußen tummeln, während ich weg bin, und mich lachend empfangen, wenn ich nach Hause komme.“

„Gewiß, Hans, auch ohne Skier. Du wirst schon sehen, von nun an werde ich mich zusammennehmen.“

„Einen Kuß, Rösli. Jetzt muß ich wieder an die Arbeit.“

„Ach, daß du immer gerade an die Arbeit mußt.“

„Nst, Rösli. Was hast du mir versprochen?“

„Ich will dran denken,“ sagte sie und küßte ihn, „und nun viel Glück bei deiner Arbeit.“

Sie schaute ihm nach, bis er im Nebel verschwand, der aus der Tiefe stieg. Dann ging sie mit vielen guten

Vorsätzen in die Stube zurück. Aber sechs einsame Stunden sind lang. Die Welt wird so eng und leer. Die Arbeit hat ein seltsam Gesicht, ganz überflüssig und zwecklos sieht sie aus. Man wird selber ganz überflüssig und zwecklos.

Und aus den sechs Stunden werden wieder einmal sieben, werden wieder acht Stunden, wie sie es schon so viele Male erlebt hat. Nein, fürwahr, das übersteigt ihre Kräfte.

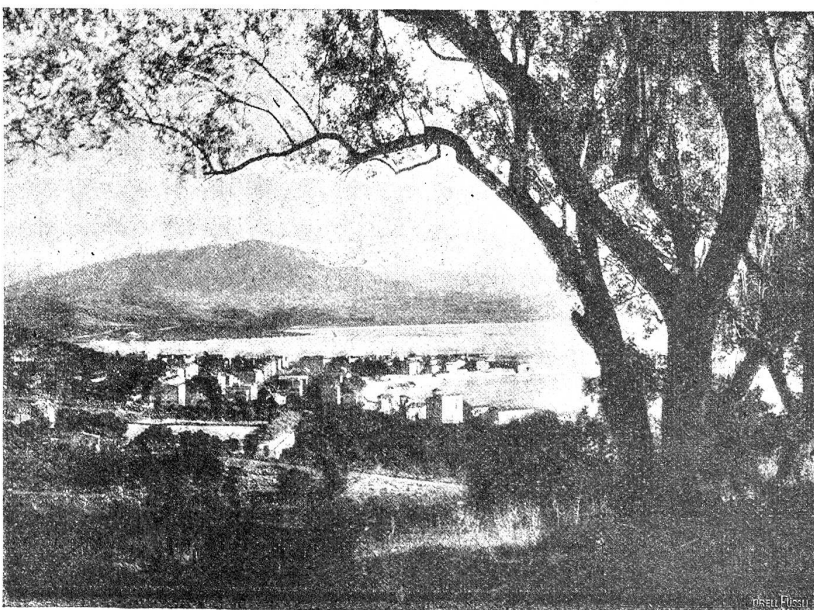
Der Winternebel hüllt das ganze Haus ein, der Winternebel hüllt die ganze Welt ein. In einer Stubenecke kauert Rösli und weint. Ach, sie weiß nicht mehr, wo sie ein Lächeln hernehmen soll, ohne es zu stehlen. Sie fühlt sich so alt, so alt. (Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Korsika.

Von Dr. C. Täuber.

4

Der Charakter von Ajaccio ist im allgemeinen nicht unähnlich demjenigen von Bastia. Bezüglich Einwohnerzahl (etwa 20,500) und Handelstätigkeit steht Napoleons Geburtsort, der von ihm 1811 zur Landeshauptstadt erhoben wurde, dem der kontinentalen Küste viel näher gelegenen nordöstlichen Stapelplazette etwas nach. Doch haben es die größere landschaftliche Schönheit und das geschützte, mildere Klima, wohl auch die Erinnerung an den großen Korfen mit sich gebracht, daß der Fremde gewöhnlich vor allem sich hieher wendet. Wie es sich für einen Kurort geziemt — es kommen meist Brustleidende und für diese die Winterszeit in Betracht — sind eine Anzahl stattlicher Hoteltels entstanden, alle im schönen lauberen „Westend“. Der Name der vielen Schweizer-Besitzer bürgt dafür, daß es an komfortabler, guter Einrichtung nicht fehlt. Die Großzahl der Gäste sind ruhige Engländer und Deutsche. Wer, wie wir in der Schweiz, so reichlich Gelegenheit hat, das internationale Hotelgetriebe in nächster Nähe und viel belebter, mit Kur- und Spielhäusern usw., zu betrachten, der interessiert sich natürlich hiefür nicht besonders. Anders könnte es sich mit den Erinnerungen an das Haupt der Bonapartistischen Familie verhalten. Allein man erwarte äußerlich hievon nicht zu viel. Zahlreiche Straßenbezeichnungen, einige nicht sehr bedeutende Standbilder auf Plätzen, Porträte in Museen und die Geburtsstätte Napoleons mit allerlei Möbeln — voilà tout. Um so nachhaltiger scheint mir Napoleons Geist über Ajaccio zu schweben. Das Geschlecht der Bonaparte war im 16. Jahrhundert aus der Toskana in Korsika eingewandert. Napoleons Vater, Carlo Mario, der Advokat, sowohl wie er selbst knüpften ihr Schicksal lange an dasjenige Paolis. Napoleon kam 1769, ein Jahr nach der Abtretung Korsikas an Frankreich, zur Welt; auf französischen Militärschulen vorgebildet, beteiligte er sich an den von Paoli geleiteten Volksaufständen; aber im Jahre 1793 überwarf er sich mit ihm und mußte mit seiner Familie aus Korsika fliehen. Erst nach den Siegen in Ägypten, 1799, betrat er den korsischen Boden wieder und zwar zum letztenmal. Im „Glück“ vergaß er die Insel. Aus seiner Verbannung in Elba schaute er, 1814, in alten Erinnerungen schwelgend, sehnsüchtig zum heimatischen, seelisch verklärten Gestade hinüber. Trotzdem der bonapartistische Meteor längst verbleicht, bliden die höhern Stände von Ajaccio und



Blick auf Ajaccio.